

auf die mittelalterliche Historiographie Hildesheims, auf die mehrmals hingewiesen ist (z. B. S. VII, 35, 167, 231), wird das Fehlen einer allgemein zugänglichen Aufarbeitung der chronikalischen Quellen doch oft genug spürbar.

Deutlich erkennbar ist in diesem Zusammenhang das Dilemma des Verf., einerseits nichts vorwegzunehmen, was vielleicht doch noch einmal in einer eingehenden Bearbeitung publiziert wird, andererseits das Wissen darum, daß ein solches Werk, wie es vorliegt, ohne jede Darlegung historiographischer Grundlagen kaum denkbar ist.

So wird den Ausführungen über die Gründung des Bistums ein knapper Abriß der Hildesheimer Historiographie vorangeschickt (S. 25–34), der mit dem ältesten erhaltenen, wahrscheinlich aus der Zeit um 1020 stammenden Bischofskatalog beginnt. Aus den oben angedeuteten Schwierigkeiten wird nur allzu kurz auf die beiden wichtigen Quellen, die „Fundatio ecclesiae Hildesheimensis“ und das „Chronicon Hildesheimense“ eingegangen, die berühmten Viten der Bischöfe Bernward und Godehard werden sogar nur jeweils knapp in einer Vorbemerkung bei den beiden Biographien behandelt (S. 167, 230). Gestreift werden dann die Bischofskataloge des 12. bis 13. Jahrhunderts, ein wenig mehr wird zu den Bischofschroniken des 16. Jahrhunderts und ihren gegenseitigen Abhängigkeiten ausgeführt; dabei wird auf die angekündigten Untersuchungen von U. Stanelle verwiesen, die mit der Herausgabe der „Hildesheimer Bischofschronik“ von Hans Wildefuer 1986 inzwischen erfolgt sind.

Von der eigentlichen Beschreibung der Bischöfe geht der Verf. auf die Gründung des Bistums Hildesheim ein, und nach kurzer Darstellung der Quellenlage und bestehender Kontroversen zur Bistumsgründung kann Goetting die Auffassung bestätigen, die Elze als ursprüngliche Gründung des Bischofssitzes annimmt, und stimmt Berges zu, der den Namen Hildesheim auf „Hilduinesheim“ zurückführt, und hinter diesem Namen den Abt Hilduin von St. Denis vermutet, der Berater und (seit 818) Erzkanzler Ludwigs des Frommen war.

Bei der Darstellung der einzelnen Bischöfe kommen neben ihren kirchlichen und kulturellen Verdiensten vor allem ihre reichspolitischen Leistungen in einer Weise zum Ausdruck, daß dieser Band nach dem Bekenntnis des Verf. eigentlich den Titel verdient hätte „Die Hildesheimer Bischöfe im Dienste des Reiches“. Deutlich wird aber auch das enge wechselseitige Verhältnis zwischen Reichsgewalt und dem Bistum, das nach dem Ende der Staufer auf sich allein gestellt dem Würgegriff der Welfen ausgesetzt war.

In den Biographien der Bischöfe konnten manche Unsicherheiten und Fehler korrigiert werden (z. B. hat für den Amtsantritt Bischof Walberts 908/9 zu gelten, statt bisher das Jahr 903), und anderes gegenüber früheren Auffassungen durch die restlose Ausschöpfung der vorhandenen Quellen modifiziert oder ergänzt werden.

Am Anfang einer jeden Biographie erscheinen die verschiedenen Namensformen der Bischöfe, und es wird auf ihre Herkunft und ihren Werdegang eingegangen; nach Darstellung ihrer Tätigkeit als Bischöfe von Hildesheim und ihres Reichsdienstes schließen die Ausführungen mit den Todesumständen und der Grabstätte, und – falls vorhanden – mit der Beschreibung des Siegels.

Ein erschöpfendes Quellen- und Literaturverzeichnis zu Beginn des Buches, wozu noch die Spezialliteratur über den jeweiligen Bischof

am Anfang seiner Biographie kommt, stellt das Werk auf eine äußerst solide Grundlage; das sorgfältig angefertigte Namens- und Sachregister macht seine Erschließung leicht, so daß am Ende der Rezensent nur die Hoffnung äußern kann, daß der nächste Band ähnlich sorgfältig und umfassend möglichst bald erscheinen möge.

Udo Stanelle

*Hildebrand, Ruth: Herzog Lothar von Sachsen. Hildesheim: Verlag August Lax 1986 (Beiträge zur Geschichte Niedersachsens und Westfalens), 174 S. (einschließlich Anmerkungen, Quellenverzeichnis, Literaturverzeichnis), ISBN 3-7848-3851-0.*

Lothar von Süpplingenburg, der Herzog, König und Kaiser, erhält mit dem Buch von Ruth Hildebrand eine Teilbiographie. Eine biographische Darstellung Lothars III. auf der Grundlage neuerer Forschungen fehlte seit langem. Eine knappe, konzise Lothar-Darstellung gab unlängst Wolfgang Petke in den Kaisergestalten des Mittelalters, hg. von H. Beumann (Verlag Beck, München 1984). Die Teilbiographie R. Hildebrands vermag hingegen schon durch ihren größeren Umfang eine detail-gesättigte Schilderung der Situationen dieses Herrscherlebens zu geben: Verwandtschaft als Basis für politische Ansprüche (S. 5 ff.), Lothar erhält das Herzogtum Sachsen (S. 21 ff.), Lothars Werdegang (S. 30 ff., als Rückblick konzipiert), ... Die Orlamünder Erbschaft und der Kampf der Fronde gegen Heinrich V. (S. 71 ff.), ... Der Friedensversuch Erzbischof Brunos von Trier und der Kampf Erzbischofs Adalberts (S. 60 ff.) ... Die Verwaltung von Lothars Herzogtum (S. 89 ff.), Zusammenfassung (S. 106–109).

Es folgen auf diese auszugsweise wiedergegebenen Darstellungsabschnitte noch drei Exkurse: I. Das Erbe der Grafen von Zutphen; II. Die Hypothese von der orlamündischen Erbschaft Ekberts II. und seiner Schwester Gertrud; III. Anmerkungen zu Adalbert von Mainz.

Die Abschnittsbildungen lassen schon erkennen, daß die Verfasserin ihre Analyse um bestimmte Ereignisse und Entscheidungssituationen gruppiert sowie auch, daß sie ihre Recherchen jeweils auf den gesamten norddeutschen Raum von den Niederlanden bis nach Thüringen richtet. Ein langjähriges Quellenstudium ist spürbar, die Fachliteratur ist bis zu W. Petkes Habilitationsschrift über Kanzlei, Kapelle und Königliche Kurie unter Lothar III. (1125–1137), Köln/Wien 1985, nicht nur aufgearbeitet, sondern auch kritisch verwertet. Trotz des subtilen Umgang, mit den gar nicht reichhaltigen Zeugnissen der Lotharschen Anfänge und Herzogszeit skizziert die Verfasserin mit kräftigen Strichen und bewertet die handelnden Personen recht deutlich. Auch der nicht speziell vorgebildete Leser kann dieses Buch daher zügig und mit Spannung lesen. Die fachwissenschaftliche Bedeutung der Arbeit R. Hildebrands dürfte darin bestehen, daß hier ein neues Lothar-Bild ausführlich zur Darstellung gelangt ist: nicht mehr die Vorstellung von dem – zufällig – aufgestiegenen kleinen Grafen, nicht mehr das Bild des bigotten Erfüllers kirchlicher Wünsche.

Es gelingt der Verfasserin, den Widerspruch zwischen der vielfach negativen Beurteilung Lothars vor allem im 19. Jahrhundert als „Provinzfigur“ und der Wertschätzung des Kaisers bei seinen Zeitgenossen zu überbrücken. Diese neue Einschätzung des späteren Kaisers als fähigen Politiker und Organisator eröffnet klarere Per-



spektiven auch für die Kirchenpolitik seiner Zeit; weil Lothar durch seinen engen Kontakt mit den Reformkreisen deren Entwicklungstendenzen besser als sein salischer Kontrahent gekannt und genutzt hat.

Christof Römer

May, Markus und Schweitzer, Robert: *Wie die Kinder lesen lernten. Die Geschichte der Fibel. Katalog zur Ausstellung der Württembergischen Landesbibliothek in Zusammenarbeit mit der Sammlung Pöggeler, Stuttgart (1981) 2. und 3. Auflage 1984 ISBN 3-88282-010-1.*

Die Fibel, das „erste Buch“ — und durch viele Jahrhunderte blieb es häufig auch das einzige Schulbuch! Damit, mit der Geschichte der Fibel, beschäftigt sich eine Ausstellung der Württembergischen Landesbibliothek, die inzwischen auf Reisen geht (Universitätsbibliotheken Heidelberg, Gießen, Bamberg) und die einen vorzüglichen Katalog erhalten hat, betreut von M. May und R. Schweitzer — nunmehr 1984 in der 2. und 3. Auflage; die Fibelbestände der Württembergischen Landesbibliothek, des Aachener Pädagogen Franz Pöggeler, der Pädagogischen Zentralbibliothek Stuttgart und der Sammlung Weisert vom Stadtarchiv Reutlingen bilden ihre Grundsubstanz.

Die Fibel als „die kleine Bibel“ — wie die Sprachforscher Grimm belegen — hatte allerdings, obgleich schon im 15. Jahrhundert das ABC-Büchlein als der Leyen biblia nachgewiesen, einen schwierigen Weg bis zum eigenständigen Lehrbuch. Gleichzeitig und trotz der Vielzahl von Formen und Ausgaben galt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Bibel selbst, das Buch der Bücher, als dasjenige Lehrbuch schlechthin, an dem Lesen gelernt wurde. So schreibt 1843 ein Beobachter des ostfriesischen Schulwesens, Pastor Rudolf Christoph Gittermann, klagend: „Noch immer wird in unseren Trivialschulen und vielleicht in dem der meisten christlichen Länder die Bibel als ein Buch gebraucht, um daraus den Kindern das Lesen zu lehren. Das sollte doch, um freimütig die Wahrheit zu sagen, gänzlich abgeschafft werden. Das erste Lesen der Kinder ist ja ganz mechanisch, nur das Aussprechen der Buchstaben, Sylben und Wörter, ohne daß von den Kindern das Geringste dabei gedacht und empfunden wird. Kann dieß denn nicht durch andere Mittel, als gerade durch die Bibel beschafft werden?“ (Nach Vandr , R.: Schule, Lehre und Unterricht im 19. Jahrhundert, Göttingen 1972, 16).

Die didaktische Konsequenz einer gestalteten Fibel war es denn in der Tat, mit der verbunden wurde, den elementaristisch-technischen Leseproz   mit einem elementaren Verstehensproz   zu koppeln, indem die Lesetexte sich der Umweltkontexte bedienen. Oder wie der für die Präsentation verantwortlich zeichnende Fachreferent der Württembergischen Landesbibliothek, Robert Schweitzer, ausführt: „Neben den Fragen nach dem ‚wie lesen lernen‘ (im Sinne der Methode) treten also die Fragen ‚womit lesen lernen‘ (im Sinne der Adressatengem   heit des Lernmaterials) und ‚was lesen lernen‘ (im Sinne der Inhalte des Leselernstoffes).“ (XIX).

Franz und Hanna P  geler haben genau dies, das Problem der *Umweltrepr sentation* in den Lesefibeln, historisch zu fassen versucht.

Franz P  geler untersucht unter der Überschrift „Fibel und Zeitgeist“ die Fibel in ihrer „politischen Funktion“: „Die Politik hat seit ‚Kaisers Zeiten‘ in den Fibeln ein möglichst günstiges Bild vom jeweiligen Herrschaftssystem offeriert. Fürsten und Feldherrn, Staatsmänner und Regenten kommen durchweg idealisiert ins Bild“ (V) — und insbes. der Militarismus! Ausstellung und Katalog liefern dafür schöne Beispiele: unter dem Buchstaben „a“ wie Soldat (so unter Katalog-Nr. Kat. Nr. 61 einer Fibel von 1900), unter „M“ wie „Militär“ (so unter Kat. Nr. 86 einer Fibel von 1910), unter „S“ wie „Säbel“ („Links, rechts; links, rechts; Säbel an der Seite, Schulter das Gewehr, Marschieren wir daher“ — so unter Kat. Nr. 95 einer Fibel von 1910). Von den Fibeln im Dritten Reich und den DDR-Fibeln ganz zu schweigen!

Die Fibeltexte präsentieren zugleich immer einen entsprechenden *Verhaltenskodex*. Industriewirklichkeit, Technik, die Frau im Arbeitsleben: sie werden, wie ich anhand der gängigen Nachkriegsfibeln bis ca. 1970 selbst nachgewiesen habe (Keck/Schönhöfer: Bildklischees in Erstlesefibeln —  ber die Umweltrepr sentation in Lesefibeln. In: Menzel, W. [Hg.]: Fibeln und Lesebücher für die Primarstufe. Kritische Analysen. Paderborn 1975, 25 ff.), im Text wie im Bild „wegidealisiert“. Auch dies zeigt die Fibelschau musterhaft! Hanna P  geler nimmt in ihrem Beitrag (Sinn und Gestaltung der Fibelillustration, VIIff.) die *textdienende Funktion des Fibelbildes* „beim Wort“. Die „sichtbare Welt“ der Fibel ist technikabh ngig (Holzschnitt, Kupfer- und Stahlstich) nicht eigentlich in erster Linie „kindert mliche“ Darstellung — oder sie ist, wie im 20. Jahrhundert, „Dienerin der Lesemethode“, wie E. Schmack dies formulierte (Schmack: Der Gestaltwandel der Fibel in 4 Jahrhunderten, 1960, 136). Ferner: „Die Geschichte der Fibelgestaltung spiegelt die jeweilige Haltung der Erwachsenen zum Kinde wider“ (X), das gilt auch für die von Klaus Doderer stammende Unterscheidung zwischen dem „poetischen Bilderbuch“ des 19. Jahrhunderts und dem „bürgerlichen Genre-Bilderbuch“ vornehmlich des 20. Jahrhunderts. Kriterien und Ansprüche an die Fibelillustration müssen bis heute als noch umstritten bezeichnet werden.

„Die Fibel — ein *kulturhistorisches Paradigma*?“, fragt H. Schanze in seinem Beitrag. Ausstellung und Katalog geben anschaulich die Verflechtung der Fibelgeschichte mit der politischen Geschichte, der Sozialgeschichte, der Kunstgeschichte und der Didaktikgeschichte wieder — und daß die Didaktikgeschichte Teil der übergreifenden Kulturgeschichte ist, das dürfte nicht zuletzt auch am Kontrast klar werden, der sich ergäbe, wollte man eine englische und französische Fibelschau parallel veranstalten. Deutsch liest sich, wie es sich spricht. Eine kulturvergleichende Erweiterung der vorliegenden Fibelpr sentation wäre ein interessantes Unternehmen. „Verschiedene Kulturen haben verschiedene Arten und Weisen des Lesens und Schreibens entwickelt“ (XIV). Doch der Katalog beschränkt sich auf Deutschland; dafür gibt er eine musterhafte Übersicht über die Fibelkultur in den einzelnen Regionen — allerdings nicht annähernd eine vollständige! Das dürfte auch ein fast unmögliches Unterfangen bleiben, wenn man bedenkt, daß allein zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts in der ostfriesischen Region bei 310 vorhandenen Volksschulen 90 verschiedene Lesefibeln im Gebrauch waren! Wie man sieht: die Fibelforschung kann zu einem interessanten Topos der pädagogischen Historiographie werden. Den Initiatoren der Ausstellung ist Dank zu sagen für die Zusammenführung der Sammlungen sowie für einen ansehnlichen Katalog zu einem günstigen Preis.

Rudolf W. Keck